

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Kleinecke, Rudolf: Die Gräfin von Kaarleiten. Eine Geschichte aus den Bergen

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Die Gräfin von Kaarleiten.

Eine Geschichte aus den Bergen.

Von Rudolf Kleinede.

Der Christophhansl wußte nicht recht, auf was er stolzer sein sollte: auf seinen alten Gasthof, oder auf sein junges Töchterchen. Das Wirtsgeschäft hatte er von seinen Vorfahren geerbt. In den Tagen des Großvaters war es noch eine bauwürdige Blochhütte gewesen, wo die vorüberkommenden Holzknechte, Forstleute und Wilderer ihren Enzianschnaps tranken, — zu Lebzeiten des Vaters war schon ein behäbiger Steinbau draus geworden, der den vielen durchziehenden Touristen willkommenen Unterstand bot. Der Christophhansl aber hatte das klotzige Gebäude in ein modernes Alpenhotel umgewandelt, mit freundlichen Fremdenzimmern, holzgetäfeltem Speisesaal und großer Glasveranda. Viel Fleiß und Mühe hatte es freilich gekostet, bis alles soweit gediehen war. Dafür konnten er und seine fleißige Frau Agnes jetzt aber auch zufrieden sein mit dem Erfolg, der ihre jahrelange Mühe krönte. Und sie durften stolz sein auf das, was sie aus eigener Kraft geschaffen hatten.

Für ihr Töchterchen, die kleine Annerl, hatten sie nur wenig Zeit übrig. Während das herzige Dirnlein noch fest in seinem blütenweißen Bettchen schlummerte, waren die Eltern längst immer schon fleißig an der Arbeit. Erst wenn das süße Kinderstimmchen laut wurde: „Mutter, ich möchte ein' Kaffee!“ machte sich Frau Agnes rasch für ein Viertelstündchen frei, um ihr Herzblättchen zu waschen, zu kämmen, anzukleiden und ihm sein Frühstück vorzusetzen. Dann mußte sie schnell wieder in die Küche zurück.

Kam dann die Annerl in ihrem frischgebügeltten Kleidchen, das Haar zu einem putzigen Büschel aufgebunden, die Holzstiege herabgetrippelt, sprang ihr der Vater entgegen, hob sie auf den Arm und küßte und herzte sie, daß ihr schier der Atem verging. Oder mahnte wohl auch: „Allweil brav sein, Annerl! Hörst? Mit wieder so keck und vorlaut zu die Gäst'. Sonst gibt's was!“ Vorderhand gab's aber doch immer nur noch ein paar Küsse und Zärtlichkeiten, dann stellte sie der Vater auf die Erde zurück und mußte wieder seiner Beschäftigung nachgehen. Für den Rest des Tages, bis zum Schlafengehen, war dann Annerl sich selbst überlassen.

Oder eigentlich den Gästen des Hauses. Denn die hatten, wie der landläufige Ausdruck geht, an dem herzigen Kinde „einen Narren gefressen“. Ihr erster Besuch galt gewöhnlich den beiden Frauen, die schon seit Jahren immer ein paar Sommerwochen beim Christophhansl verbrachten.

Dort trat sie ganz ungeniert ins Zimmer, klopfte, sobald sie drinnen war, an die Tür und sagte: „Herein!“ dann langte sie nach Kamm und Bürste, stellte sich vor den Spiegel und begann das Schöpfchen, das ihr die Mutter so sorgsam aufgesteckt und mit einem Bändelchen zusammengebunden hatte, in Unordnung zu bringen. War ihr das endlich gelungen, so brauchte sie noch das Brenneisen. Es kümmerte sie nichts, wenn es auch kalt war, — sie fuhr sich in die dünnen Strähnen damit und erklärte wichtigtuend: „Weißt, ich muß mir doch auch meine Haar verbrennen wie du!“

War das Köpfchen dann endlich genügend zerzaust, so warf sie Kamm und Eisen achtlos auf den Tisch zurück und stürmte davon. Zum Nebenzimmer, wo „ihr Freund“, der alte Herr Professor wohnte. Dort klopfte sie erst gar nicht von innen an, sagte kein „Herein!“ sondern nur: „Du, heut hast mir noch keinen Tschokolad geben!“ Und tat höchlichst erzürnt, wenn der alte Herr einmal ihr Kommen nicht abgewartet und sich schon vor Ablieferung der süßen Steuer auf einen Ausflug begeben hatte.

Da blieb ihr dann nichts anderes übrig, als zu den Gästen zu gehen, die noch im Speisesaal oder in der Glasveranda saßen. Sie hatte ja lauter „Freunde“ unter ihnen. Der alten Dame, die dort im Anblick der gigantischen Gletscherriesen allerhand zarte Handarbeiten zusammenstichelte, „half“ sie nähen, indem sie ihr Wolle, Zwirn und Seide gründlich durcheinander warf. Dem bleichsüchtigen Herrn, der da im gemütlich durchwärmten Raum einen schöngestigen Artikel „Ueber die Torheit des modernen Bergsports“ zusammenstoppelte, brachte sie Papier und Gedanken in Unordnung. Einen jeden der zahlreichen und fortwährend wechselnden Gäste wußte sie ihren jeweiligen Ansprüchen und Launen dienstbar zu machen. Und war dabei recht wählerisch in der Bezeugung ihrer Gunst. Bald kriegte es der, bald jener zu hören: „Nein, i geh nit zu dir! Heut mag i di nit.“ Und wenn er verwundert tat und getränkt fragte: „Ja, warum denn nicht? Und wann wirst mich denn wieder mögen?“ — dann hatte sie nur immer die schnippische Antwort: „Ich weiß noch nit. Heut nit. Und morgen auch nit. Vielleicht übermorgen . . .“



Man konnte dem herzigen Kind nicht böse sein. Je fecker und vorlauter sein Mäulchen lief, desto mehr Spaß machte es den Leuten. So nützten auch die wohlgemeinten Ermahnungen der Eltern nicht viel. Was die gutmachen wollten, verdarben die Gäste immer wieder von neuem. Und gründlich!

Nur einer war dem verzogenen Dirnlein gewachsen. Vor dem hatte sie einen heilsamen Respekt. Und das war der „Kangliste“ nach eigentlich die letzte Person im Hause — der alte Knecht Florian. Er putzte den Gästen die Schuhe, wusch den Wagen und hatte überhaupt alle Arbeiten zu verrichten, die den andern zu grob und unbequem erschienen. Aber er verstand auch mehr. Er verstand sozusagen alles. Kam einer dahergehinkt, dem der rauhe Felsboden einen Absatz vom Schuh gerissen hatte, — flugs nagelte er ihm einen neuen auf. Hatte sich der Mann aber gar den Fuß verstaucht, so richtete ihm der Flori auch gleich den verrenkten Knöchel ein. Und wenn jemand wissen wollte, ob er den nächsten Zug im Tale draußen noch erreichen könne, oder welchen Weg er für einen geplanten Übergang wählen solle, oder ob morgen schönes Wetter sein würde — er brauchte nur den Flori zu fragen und erhielt gewiß sicheren Bescheid.

Der Annerl hatte der Flori einmal ihre zerbrochene Lieblingspuppe mit Draht und Schusterpech so kunstgerecht zusammengefleckt, daß sie ihn für diesen Liebesdienst tief in ihr Kinderherz geschlossen hatte. Ihm sagte sie auch nie: „Heut mag i di nit.“ Denn als sie es einmal getan hatte, hatte er nicht erst lang um ihre Gunst geworben, wie es die Sommergäste taten, sondern hatte nur kurz und grob entgegnet: „Kannst schon bleiben, wo d' bist. I mag di eh aa nit.“ Da war sie nach einem Weilchen von selber wieder gekommen und hatte mit weinerlicher Stimme gebettelt: „Flori — jetzt mag i di schon wieder . . . Geh, mag du mi aa . . .“

Seitdem war ihre Freundschaft durch nichts mehr gestört worden. Im Gegenteil — sie festigte sich immer mehr. Das eine freilich hatte die Annerl vorher noch lernen müssen: wenn der Flori „Nein“ sagte, durfte sie nicht „Ja“ wollen. Denn der Flori war ein Dickhädel. Ein viel härterer noch als sie selber!

Als Annerl den Kinderschuhen entwachsen war, blieb sie auch sommersüber im Marktsteden unten an der Eisenbahn, wo sie mit ihren Eltern sonst nur die Wintermonate verlebt hatte. Dort sollte sie unter der Obhut einer alten Tante Weißwäsche nähen lernen. Und — wenn sie brav war — auch Klavierspielen. Der Schulmeister hatte solch einen Klavierkasten in der Wohnung, und der Christophhansl trug sich schon seit etlichen Jahren mit dem Gedanken, auch in seinem „Alpengasthof“ einen aufzustellen.

An der Stichelei der großen Leinenstücke fand Anna so wenig Gefallen wie an dem Beisammensein mit der alten Tante. Sie wäre viel lieber oben im Gasthof gewesen, wo es um diese Zeit immer so lebhaft und lustig herging! Aber gerade dieses lustige Treiben war es ja, was den Vater bestimmt hatte, sie in eine andere Umgebung zu bringen. Das fecke Touristenwolk machte nicht viel Unterschied zwischen einem Wirtstöchterchen und einer Kellnerin! Und da war ihm seine Annerl doch zu gut dazu.

So mußte sich denn das übermütige Mädchen dazu bequemen, sich den Lamen der schrullenhaften Tante zu fügen und fleißig die Nadel durch das spröde Linnen zu ziehen. Ein hartes Stück Arbeit nach der in so schrankenloser Freiheit verbrachten Kinderzeit! Ein Glück nur, daß wenigstens die Klavierstunden etwas Abwechslung in das tägliche Einerlei brachten. Von denen hätte sie keine verjäumt, und wenn der Weg ins Schulhaus durch ein wildes Bergwasser verlegt gewesen wäre! Ueber die ersten langweiligen Anfangsgründe kam sie leicht hinweg. Bald konnte sie ein einfaches Volkslied herunterklimpern, dann ein lustiges Tänzchen — der alte Schulmeister hielt sich nicht allzu streng an einen akademischen Lehrgang. Er hatte selber seine helle Freude dran, wie leicht die schlanken Finger seiner jungen Schülerin über die Tasten liefen, und war ihr dankbar für das bißchen Frohsinn, das sie durch ihr lustiges Spiel und Wesen in sein stilles Haus brachte. In manch anderer Beziehung kehrte er dafür freilich umso mehr den strengen Pädagogen heraus. Ihm genügte nicht, was das begabte Mädchen an verworrenem Wissen in dem tollen Wirbelköpfschen aufgespeichert hatte — er suchte vor und nach der Klavierstunde immer nachzuholen, was die ländliche Volksschule dem wißbegierigen Kinde nicht mehr hatte bieten können. Die besten Werke seiner kleinen Bücherei steckte er ihr zu und sprach das Gelesene so gründlich mit ihr durch, daß sie schon im ersten Sommer so viel an Wissen und allgemeiner Bildung in sich aufnahm, als hätte sie ein paar Jahre in einem vornehmen Erziehungsinstitut verbracht.

Den äußeren Schluß vermochte ihr der alte Schulmeister freilich nicht beizubringen. Aber da brauchte die Annerl auch gar nicht erst einen Lehrer dazu! Der Weg zum Schulhaus führte sie immer am Bahnhof vorbei. Da sah sie Reisende aus aller Herren Länder und stellte an allen ihre Beobachtungen an. Weiß Gott, man sah es den Leuten doch gleich auf den ersten Blick an, mit wem man es zu tun hatte! Die laute Gesellschaft dort, die aufgedonnert war, als ginge sie zu einer Abendunterhaltung, war doch gewiß ebenjowenig zu den „Vornehmen“ zu rechnen, wie die bescheidenen Leuten da, die so verschüchtert in ihrer Ecke

standen, als wollten sie jeden Vorübergehenden um Entschuldigung bitten, daß sie überhaupt auf der Welt wären! Vornehm . . . Die Dame dort war vornehm . . . die in dem einfachen Reisefleid . . . Wie ruhig und sicher die ihres Weges ging! Ohne auch nur den Blick zu wenden, ob der Träger mit dem schweren Riesenkoffer ihr auch richtig folge . . . Und wie sie sich dann in die Polster des Automobils lehnte! So gleichmütig und selbstverständlich, als wäre der moderne Luxuswagen eigens für sie erfunden worden . . .

„So vornehm reisen möchte ich auch einmal!“ dachte Annerl. „Und so ein Kleid laß ich mir dann auch machen. Ich merk' schon: die reichsten Leute geben sich immer am einfachsten.“

Dabei trug sie das Köpfchen hoch und schritt ihres Weges weiter, ohne nach rechts oder links zu blicken — ganz so, wie sie es an der eleganten Fremden gesehen hatte. Sie bemerkte dadurch gar nicht, daß ihr die Brüder Niguer, die vor dem Kramladen ihres Vater standen, einen Gruß zuwinkten. Das ärgerte die Buben, die doch vor ein paar Jahren noch mit ihr zusammen in die Schule gegangen waren. „Schau nur die Annerl an, wie die daherstakt!“ rief der eine. „Ein Glück, daß's nit regnet, sonst rinnet ihr's Wasser in d' Nasenlöcher 'nein.“ Und der andere setzte bissig hinzu: „Sie glaubt halt wohl, das muß so sein, weil ihrem Vater sein Wirtshäusl auch tauend Meter höher liegt als unser Kramladen. Weißt, wir sein halt nur die armen Niguer-Buben. Sie aber ist die hochgeborene Gräfin von Kaarleiten!“

Weiß der Himmel, wie das Wort unter die Leute kam — von dem Tage an hieß man die Annerl nirgends anders mehr, als immer nur „die Gräfin von Kaarleiten“. Als es ihr selber einmal zu Ohren kam, lachte sie dazu. Und war doch ganz gehörig stolz darauf.

Nach etlichen Jahren durfte sie auch die Sommermonate wieder bei ihren Eltern im Alpengasthof verbringen. Jetzt war ja nicht mehr zu befürchten, daß ein fecker Bergwanderer die stolze Tochter des Hauses mit einer zutunlichen Kellnerin verwechseln würde! Trotz der einfachen Landestracht, die sie zu tragen liebte, war sie mehr „Dame“ als manche der Frauen, die sich im Speisesaal breit machten und sich von den Kellnerinnen gerne Frau Doktor, Frau Professor oder Frau Rat titulieren ließen.

Und „Fräulein Anna“, wie man sie jetzt nannte, ging wieder zwischen den Gästen herum, wie sie es schon als Kind zu tun gewohnt war: sich verweilend, wo es ihr paßte, hochmütig meidend, wer ihr nicht zu Gesichte stand. Nur daß sie jetzt nicht mehr sagte: „Heut mag i di nit“ . . . Und ganz wie einst buhlten auch die Gäste immer noch um ihre Gunst. Eiferjüchtig einer auf den andern, suchten sie sie ins

Gespräch zu ziehen, betrachteten es als eine Art Auszeichnung, auf einem Spaziergang von ihr begleitet zu werden, und wenn sie sich einmal im neugebauten Lesezimmer ans Klavier setzte, war sicher die ganze Gesellschaft hinter ihr drein, lauschte ihrem Spiel und sagte ihr allerhand Artigkeiten.

Der Christophhansl und seine Frau Agnes wurden immer stolzer auf ihr Töchterchen. Anfangs hatten sie wohl daran gedacht, Annerl fest zur Arbeit anzuhalten und sie in alle An gelegenheiten des großen Betriebs einzuweihen, damit sie für ihre alten Tage eine Stütze an ihr hätten, oder Annerl das Geschäft selbstständig führen könne, wenn sie, die Alten, einmal nicht mehr sein würden. Nun war es aber so auch gut. Sie gaben sich vollständig zufrieden, wenn Anna einmal einen Geschäftsbrief für den Vater erledigte, oder wenn sie — was noch seltener geschah — für ein halbes Stündchen in der Küche erschien, um dort allerhand zwecklose Anordnungen zu treffen. Die „Gräfin von Kaarleiten“! Das Wort war nun auch den Alten in den Kopf gestiegen. Und sie waren ebenso stolz auf die Benennung wie ihr törichtes Töchterchen.

Bloß der alte Knecht Florian fand keine Freude dran. Ihm hatte die fürwähig kleine Annerl viel besser gefallen. Mit der vornehmen „Fräulein Anna“ wollte er nichts mehr zu tun haben. Ging ihr fast schon aus dem Wege und sprach sie, wenn's einmal sein mußte, stets mit einem zurückhaltenden „Sie“ an. Wo das Mädchen selbst ihn doch immer noch mit dem altvertrauten „du, Flori“ bedachte.

Einmal aber vergaß er doch auch seine steife Zurückhaltung. Es wohnte seit etlichen Tagen ein junger Mann im Haus, der sich Baron Cognito nannte und der sich noch mehr als alle anderen Gäste um das schöne Wirtstöch terlein zu schaffen machte. Er leistete ihr Gesellschast, wenn sie sich in der Glasveranda mit einer Handarbeit beschäftigte, er wandte ihr die Notenblätter um, wenn sie sich zum Klavier setzte. Und eines Tages hatte er sie gar beredet, ihn auf einen Ausflug zur nahen Zaidleralm zu begleiten. Das alles paßte dem Flori nicht. Denn der feine Herr war so gar nicht nach seinem Geschmack — trotz der guten Trinkgelder, die er ihm immer in die Hand steckte.

Als er die beiden gegen Abend von der Alm zurückkommen sah, schoß er einen giftigen Blick nach ihnen. Was brauchte der dumme Lapp der Annerl immer so sorgsam die Hand zu reichen, wenn der Steig nur ein bißl steiler bergab ging? Das Mäd el konnte doch springen wie eine Reh geiß! Während der junge Herr Baron mit seinen feinen Stadtshuben den Berg herunter kam, als lägen statt der rauhen Felsbrocken lauter gebrechliche Eier auf dem Weg! . . .

Vergerlich wandte der Alte sich ab und machte sich brummend an einer Arbeit zu schaffen.

Und da stand dann plötzlich die Annerl neben ihm. Mit roten Wangen und leuchtenden Augen. „Schau, Flori, die schönen Alpenrosen! Ganz rostig sind sie schon bei uns herunt und auf der Leiten über'm Alm Boden blüh'n sie noch so schön wie im Juli.“

Der Alte würdigte den prächtigen Strauß keines Blickes. Er wandte sich verdrießlich ab, vergaß auch das neuzeitliche „Sie“ und „Fräul'n Anna“ und brummte nur: „Geh weg, heut mag i di nit!“

Anna lachte. „Ja, warum denn nit? Und wann wirst mich denn wieder mögen?“

„Weiß noch nit,“ grollte der Alte. „Morgen nit. Und übermorgen aa nit. Vielleicht dann, wann der Wällische wieder fort is.“

Auf diese Rede wußte Anna nichts zu entgegen. Nur ihre Wanglein wurden noch röter und in ihre glücklich lachenden Augen kam plötzlich ein zorniges Leuchten. Dann wandte sie sich ab und schritt still davon.

Wie wenn ein Nachtfrost auf ein kaum erblühtes Blümchen fällt, so hatten sich die Worte des Alten über ihr seliges Glücksempfinden gelegt. So schön war die kurze Wanderung gewesen! So interessant alles, was ihr der Baron über seine Reisen und über das glanzvolle Leben in der fernern Großstadt erzählte! Dabei hatte er sie behandelt, als ob sie selbst eine Dame jener vornehmen Kreise wäre. Und hatte zugleich

durchblicken lassen, wie wenig er auf diesen äußeren Schein gebe. Wenn er einmal heiraten sollte, hatte er gesagt, würde er sich seine Frau nicht aus der Großstadt holen. Ein unverdorbenes Kind des Volkes mußte es sein — eine, die bei aller Geistes- und Herzensbildung verstanden hat, sich die Ursprünglichkeit ihres Wesens, die Reinheit ihres Herzens zu wahren. Eine wie — sie —

immer vertrauter waren sie geworden auf der kurzen Wanderung. Es hatte gar nicht anders kommen können, als daß er sie dort oben zwischen den blühenden Alpenrosen an der Hand genommen, an sich gezogen hatte und — geküßt . . .

Und nun kam da der alte Knecht mit seinem dummen: „Geh weg, i mag di nit!“ Was der sich denn eigentlich einbildete? Sollte sie ihm

etwa immer noch folgen und gehorsamen, wie sie es als Kind getan? Sie lachte trotzig auf. „Man hat mich nicht umsonst die Gräfin von Raarleiten geheißt!“ dachte sie. „Ich will einmal etwas anderes und besseres sein als nur eine armfelige Wirtin in einem gottverlassenen Bergwinkel . . .“

In diesen letzten Herbsttagen fand Anna noch öfter Gelegenheit zu kleinen Ausflügen mit Baron Cognetto. Die Eltern nahmen keinen Anstoß daran. Es waren ja kaum mehr andere Gäste da, denen sich das Mädchen hätte anschließen können. Immer leerer und stiller wurde es im Haus. Das Auto, das sich der Christophhansl diesen Sommer angeschafft hatte, führte Tag für Tag wohl einen um den anderen der noch übriggebliebenen Sommerfrischler zur Bahnstation hinaus, brachte aber keine neuen Gäste mehr mit zurück.

„Am 15. machen wir Schluß und sperren zu,“ erklärte der Hansvater. Und sich an Frau Agnes wendend, setzte er hinzu: „Aber bevor wir ins Winterquartier ziehen, möcht' ich dir und mir noch eine kleine Freud' machen. Haben uns geplagt genug den ganzen Sommer lang und — Hochzeitsreis' haben wir auch noch keine gemacht, trotzdem wir schon bald silberne Hochzeit feiern können. Das holen wir jetzt nach! Per Automobil! Und kutschieren tu ich selber dabei!“

Ein Kiegsfeld kann nicht stolzer zu Rosse steigen, als der gute Christophhansl am Morgen des 15. Oktober auf seinen neuen Kraftwagen kletterte. „Nicht' noch alles zusammen, was zu richten is,“ rief er Anna zu. „Bis gegen sechse sind wir zurück, dann fahren wir alle miteinander ins Dörfel heim.“ Einen zufriedenen Blick warf er noch auf Frau Agnes, die mit glücklichem Gesicht in den Lederpolstern des Wagens hockte, dann kurbelte er an und der Wagen rollte davon.

Der Christophhansl und seine brave Frau Agnes sollten aber diesmal ein anderes Winterquartier beziehen, als sie es all die glücklichen Jahre ihrer Ehe bisher immer getan. Auf einer der großen Serpentinaen der Fochstraße nahm der ungeübte Fahrer die Biegung zu kurz — der Wagen prallte an einen Grenzstein, überschlug sich und begrub die Insassen unter seinen Trümmern. Nach Stunden erst fand man sie tot liegen auf der um diese Jahreszeit nur wenig mehr begangenen Straße. Auf einem Bauernwäglein hat man sie dann ins Tal geschafft. Und zwei Tage später stand „die Gräfin von Raarleiten“ auf dem Kirchhof des Marktfleckens vor dem Grabe der Eltern und fühlte sich als das verlassenste Menschenkind auf Gottes weiter Welt.

Da legte sich eine Hand auf ihren Arm. „Wenn Sie Rat und Hilfe brauchen, Anna, — Sie wissen doch, wo Sie einen aufrichtiger Freund finden . . .“



Immer vertrauter waren sie geworden.

Welch aufschluchzend umfaßte sie Baron Cognetto's Hand und stammelte ihm einen heißen Dank. Einem anderen der vielen Trauergäste zu danken, kam ihr in ihrer ratlosen Verzweiflung nicht in den Sinn. Wie gebrochen wandte sie sich von den Gräbern ab und schritt mit ihrer alten Tante dem Ausgang zu.

Dort, ganz im Hintergrund, stand der alte Knecht Florian. Beinahe zu spät gekommen wäre er zur Leichenfeier! So viel hatte er zu tun und zu sorgen gehabt in diesen letzten schweren Tagen. Erst hatte er die arme Annerl ins Tal hinabgeleiten müssen, dann den Gasthof ordentlich verschließen und verwahren, daß das Haus keinen Schaden nähme während der langen Winterszeit. Auch das halb zerschlagene Auto konnte man nicht einfach auf der Jochstraße liegen und ganz zugrunde gehen lassen — und wegen der Leichenfeier waren unzählige Wege zu tun gewesen, die er doch unmöglich der Annerl aufbürden durfte. Das arme Kind wußte sich ja ohnehin nicht zu fassen vor lauter Gram und Herzleid. Bläß, als ob sie selber eine Tote wäre, schritt sie neben der alten Tante hin . . .

Als sie an dem Florian vorüberkam, zog er sich noch tiefer in den Winkel zurück und rückte nur schen den Hut zum Gruß. Die Annerl sah es nicht. Aber hätte sie es auch gesehen, sie hätte in dieser Minute doch nicht gewußt, daß der alte Flori der einzige, wahrhafte Freund war, der ihr nach dem Tode der Eltern noch geblieben war.

Im Albengasthof Christophhansl ging alles wieder seinen gewohnten Gang. Die Gäste merkten kaum, daß da irgendwelche Veränderung vorgefallen war.

Gleich nach dem Tode der Eltern hätte Anna den großen, mit so vielen Sorgen verbundenen Besitz wohl am liebsten einem der sich zahlreich meldenden Kauflustigen überlassen. Aber wer es gut mit ihr meinte, riet ihr ab davon. Und schließlich mußte sie selber einsehen, daß ein Leben ohne Arbeit, ohne festes Ziel vor sich, ihr am wenigsten die Beruhigung bieten konnte, deren sie nach dem erschütternden Verlust der Eltern so sehr bedurfte.

Traurig genug verstrichen ihr die endlos langen Wintermonate. Sie empfand es wie eine Befreiung aus der Qual ihrer Einsamkeit und Untätigkeit, als zu Anfang des Frühjahrs allerhand Briefe mit Anfragen und Zimmerbestellungen einliefen, deren Beantwortung sie doch ein wenig aus ihren trüben Gedanken herausriß. Nun mußte sie sich auch um das Dienstpersonal für den Sommer kümmern, mußte Einkäufe besorgen und Lieferungen abschließen und endlich auch das Haus auf der Berghöhe öffnen für die mit den ersten sonnenwarmen Tagen sich einfindenden Gäste.

Es wäre ihr das alles noch viel schwerer geworden, als es ohnehin schon war, hätte sie nicht an dem alten Flori einen so hilfsbereiten Beistand gefunden. Aber der Flori wußte alles und jedes zu ordnen, worum sie ihn um Rat fragte. Er wußte, wem die sonnseitigen Zimmer anzuweisen waren und wer mit den kalten Stuben der Nordseite fürlieb nahm, er wußte, wieviel Wein im Keller einzulagern war und wem man die Fleischlieferung anvertrauen konnte. Aber er drängte ihr seine Hilfe nicht auf. Bescheiden stand er im Hintergrund und wartete, bis sie ihn rief. „Soll sich nur selber ihr Köpfl zerschlagen!“ dachte er. „Ist ihr g'sünder, als das Trübsalblasen und Grillenfängen. Ohne Arbeit ist kein rechtes Leben! Hat eh lang g'nug die Gräfin von Kaarleiten g'spielt. Jetzt soll sie sich nur ein bißl plagen und sorgen, daß wieder ein rechter Mensch aus ihr wird.“

Und Anna plagte und sorgte sich. Aber es war keine rechte Freudigkeit in ihrem ganzen Tun. Maschinenmäßig wickelte sie ihr Tagewerk ab — froh, wenn wieder einmal ein Tag zu Ende war und sie sich todmüde hinstrecken konnte, um in einem bleischweren Schlaf für ein paar Stunden vergessen zu können, daß das Leben gar so trübselig und so wenig lebenswert war. Bis dann die große Veränderung kam . . .

Eines Abends brachte der Landauer vom Bahnhofswirt einen neuen Gast angefahren.

„O je,“ sagte der Flori, der jetzt nicht mehr den Gästen die Schuhe putzte, sondern neben der wenig verlässlichen Anna die Oberaufsicht über den ganzen Betrieb führte, „das war aber dumm von dem Herrn, da herzfahren, ohne früher anzufragen! Ist doch kein Platz frei im ganzen Haus!“ Und zum Kutscher gewendet gebot er kurzweg: „Kannst gleich wieder umkehren, Hansl, und den Herrn z'ruckfahren zur Bahn . . .“

Er hätte ihn wahrhaftig vom Hause gewiesen wie einen verdächtigen Landstreicher — aber da kam zufällig die junge Herrin selber nachschauen und nun mußte natürlich Platz geschaffen werden. Einen lieberen Gast hätte sich Anna ja nicht wünschen können als den Baron Cognetto, der ihr am offenen Grabe der Eltern in so warmer Anteilnahme gesagt hatte: „Wenn Sie Rat und Hilfe brauchen, Anna, — Sie wissen doch, wo sie einen aufrichtigen Freund finden . . .“

Der „aufrichtige Freund“ blieb nun den



Die „Gräfin von Kaarleiten“ ging nach dem Kirchhof.

ganzen Sommer im Alpengasthof, ließ es sich gut gehen und vergaß von Woche zu Woche, seine Rechnung zu begleichen. Er saß wieder viel mit Anna zusammen, machte kleine Ausflüge mit ihr und benützte jede Gelegenheit, ihr Artigkeiten zu sagen und Aufmerksamkeiten zu erweisen. Immer tiefer verstrickte er das arglose Mädchen in seine Neze, immer mehr fühlte Anna sich von dem Zauber umfassen, den sein liebenswürdiges Wesen, sein weltmännisch vornehmes Auftreten auf sie ausübte. Und als sich beim Eintritt der rauheren Bitterung die übrigen Gäste nach und nach verließen, blieb Baron Cognito noch als Letzter zurück. Erst nachdem das Haus für den Winter geschlossen worden war, fuhr er mit Anna zusammen in den Marktslecken hinab. In demselben Auto, in dem ihre Eltern ihre verspätete und so unglücklich ausgefallene „Hochzeitsreise“ angetreten hatten. Aber daran dachte Anna zu dieser Stunde nicht. Sie war ja so glücklich! Sie fuhr ja als Baron Cognettos Braut einem neuen Leben, einer schöneren Zukunft entgegen . . .

Gleich nach Ablauf des Trauerjahres fand die Hochzeit statt. Eine stille Trauung in der Gemeindefirche — unmittelbar darauf die Abreise des jungen Paares. Dann hörten die Leute im Marktslecken einen ganzen Winter lang nichts mehr von der Baronin Cognito, die bei ihnen immer noch „die Gräfin von Kaarleiten“ hieß.

Erst als die Schwalben wieder ihre alten Nester aufsuchten, kam auch sie wieder in die Heimat zurück. Allein. Bezog die verlassen gestandene Wohnung, hielt Umschau nach Dienstleuten für den Sommer und fing an, die einlaufenden Briefe der schon jetzt sich meldenden Gäste zu beantworten. Und beratschlagte mit dem alten Florian, was noch alles einzuschaffen und zu richten wäre, bevor man den Alpengasthof wieder eröffnete.

Der Flori wußte in allem Bescheid. Nur in einer Sache war er sich nicht klug genug: was wohl der „Frau Anna“ begegnet sein mochte, daß sie gar so still und traurig geworden war? Viel stiller und trauriger noch, als sie es nach dem Tode der Eltern gewesen war . . . Und was wohl mit dem „Wällischen“ geschehen sein mochte, daß er seine junge Frau allein hatte fahren lassen und nicht mitgekommen war? . . .

Der Flori fragte nicht. Aber was er Anna Gutes und Liebes erweisen konnte, das tat er ihr mit tausend Freuden. Nur seine treuen Augen blickten mit der Zeit geradeso traurig drein wie die der jungen Herrin.

Es wurde ein schlechter Sommer in diesem Jahr. Der Regen wollte kein Ende nehmen, kalt war es wie im Spätherbst, und wenn ja einmal die Sonne für ein paar Stunden zum Vorschein kam, so hüllten gleich darauf wieder die lastenden Nebelmassen alles in ihr düsteres

Gräu. Im Alpengasthof standen die meisten Zimmer leer. Die paar vereinzelt Sommergäste schlichen unzufrieden und gelangweilt mit verdrossenen Gesichtern umher. Und die junge Hauswirtin ging ihnen dabei mit schlechtem Beispiel voran.

Eines Morgens brachte ihr Flori, wie er täglich zu tun pflegte, die eingelaufene Post in die „Kanzlei.“ Es war nicht viel: ein paar Geschäftskarten und ein Brief mit einem glänzenden Wappenaufdruck auf dem Umschlag. Flori sah, wie Frau Anna zuerst mit zitternder Hand nach dem Briefe griff, ihn aber dann uneröffnet beiseite legte, um die anderen Schreiben durchzusehen. Gewohnheitsgemäß wartete er, ob sie nicht einen Auftrag für ihn hätte. Aber Frau Anna schien ihn ganz vergessen zu haben. Nach flüchtiger Durchsicht der Karten schob sie den ganzen Einlauf von sich und stützte den Kopf schwer in die Hand. Da traute der Flori nicht, sie durch eine Frage zu stören, schlich auf den Behen zum Zimmer hinaus und zog leise die Tür hinter sich zu.

Eine ganze Weile saß Anna unbeweglich vor dem Tische. Dann langte sie doch endlich nach dem wappengeschmückten Schreiben, erbrach es und las:

„Meine liebe, süße Gräfin von Kaarleiten! Deine unüberlegte Abreise hat mich in eine ganz verzweifelte Lage gebracht. Wenn Du mir wenigstens Gelegenheit geboten hättest zu einer Aussprache, zu einer Rechtfertigung! Aber nein — bei Nacht und Nebel davon, als hättest Du vor mir die Flucht ergreifen wollen . . . Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß Du an mir zweifeln und dafür lieber dem böswilligen Gerüchte der Leute Glauben schenken solltest. Du mußt doch selber fühlen, daß solch eine seelenlose Puppe, wie diese dumme kleine Sängerin Blanche, nie und nimmer imstande sein kann, auch nur den Vergleich mit Dir auszuhalten . . . Oder war es nicht das? War es etwa gar nur die leidige Geldangelegenheit, die Dich so verstimmt und kopfscheu gemacht hat? Es ist ja wahr: ich habe in der letzten Zeit mancherlei Verluste erlitten, manche Einnahme entbehren müssen, auf die ich sicher gerechnet gehabt. Aber hätte ich mit derlei häßlichen Alltagsjorgen auch Dich belästigen sollen? War es nicht besser, ich nahm das Geld einstweilen von dort, wo es tot lag und niemandem Nutzen brachte? Ich wußte ja doch, daß ich es Dir in Kürze würde bei Heller und Pfennig zurückerstatten können!

Meine liebe, süße, kleine Gräfin von Kaarleiten, Du kannst unmöglich schon die herrlichen Tage im Sonnenland Italien vergessen haben! Wie die Götter lebten wir dort! Unbeschwert von jeder Erden Sorge — ganz nur unsrer seligen Liebe hingegeben. Dieser schöne Glückstrahl

kann und darf noch nicht zu Ende sein! Ich sehne mich nach Dir mit allen Fasern meines Herzens. Ich kann die Stunde nicht erwarten, wo ich Dich wieder in den Armen halten und von Deinem süßen Munde das Geständnis Deiner Liebe hören darf! Sobald ich mich frei machen kann, eile ich zu Dir.

Aber das Leben ist unerbittlich grausam. Vor Abschluß der Sommerrennen ist es mir unmöglich, von hier abzukommen. Es steht zu viel auf dem Spiel — für mich und für Dich. Ich möchte Dir nicht nur mit Zins und Zinseszins zurückerstatten, was wir auf unserer unvergeßlichen Hochzeitsreise verausgabt haben, — ich möchte Dir auch Gelegenheit bieten, das Erbe Deiner Eltern nutzbringender zu verwerten, als Du dies in Deinem Alpengasthof tun kannst. Sende mir, was Dir augenblicklich nur zur Verfügung steht! In ein paar Wochen schon fließt das Geld verdoppelt oder verdreifacht in Deine Hände zurück. Aber tu es bald — tu es gleich. Ich bin sonst in Verlegenheit . . .

Meine liebe, kleine Gräfin — meine Herzenskönigin, Du! Erlaß es mir, Dir schriftlich zu schildern, wie unglücklich Du mich durch Dein wortloses Abschiednehmen gemacht hast. Bald bin ich ja wieder bei Dir. Dann werde ich gewiß Deine Verzeihung erlangen, wenn ich auch bei unsrer letzten Unterredung ein wenig aufbrausend geworden war. Denn Du wirst bis dahin doch eingesehen haben, daß Dein kränkender Verdacht wegen der dummen Blanche bloß in dem böswilligen Gerede der Leute seinen Ursprung fand, wirst auch zur Erkenntnis gelangen, daß häßliche Geldgeschichten sich nie und nimmer zwischen uns und unsre Liebe stellen dürfen.

Ich küsse Dich im Geiste viel tausendmal! Dein sich unsagbar nach Dir sehrender, getreuer Attilio."

Mit einer Geberde zornigen Abscheus warf Anna das Schreiben auf den Tisch zurück. Miß ein Briefblatt aus der Lade und begann in jagender Hast zu schreiben:

"Das Leben ist unerbittlich grausam . . . Du ahnst wohl kaum, wie tief ich die Wahrheit Deiner Worte erkenne. Ich habe an Dich geglaubt, wie an ein höheres Wesen. Nicht nur mein Vermögen — Leib und Seele hätte ich Dir und meiner Liebe zum Opfer gebracht! Aber meinen Glauben hast Du selbst erschüttert, meine Liebe zu Dir hast Du selbst getötet. Schon auf der Reise. Und zu Hause dann erst recht. Nicht das »böswillige Gerede der Leute« war es — ich fühlte bei mir selber, daß ich Dir nichts mehr sein konnte, daß ich Dir nie etwas anderes gewesen, als der begehrenswerte Gegenstand einer flüchtigen Neigung und außerdem — eine »gute Partie«.

Ich darf Dir keinen Vorwurf machen. Die Schuld, daß alles kam, wie es kommen mußte,

trifft ja auch mich. Mein Herausstreben aus den mir durch die Verhältnisse gezogenen Grenzen entsprang weder einem wirklichen Bedürfnisse, noch war es die Betätigung einer kraftvollen Arbeitsfreudigkeit. Es war letzten Grundes nichts als törichte Eitelkeit. Als Kind schon hat man mich »die Gräfin von Kaarleiten« genannt. Ich freute mich der dummen Benennung. Sogar meine Eltern schienen stolz darauf. Heute würden sie sich vielleicht schämen. So wie ich selbst mich schäme. Vor ihnen und vor mir —"

Die Feder entfalt ihrer Hand. Laut aufschluchzend vergrub sie das Gesicht in den Armen. Bis sie sich endlich wieder gefaßt und gesammelt hatte und mit entschlossener Miene vom Tische aufstand. Da entnahm sie dem der Kleinen, eisernen Kasse an Bargeld, was nur in den Fächern zu finden war, zählte es sorgsam ab und schrieb die ganze Summe auf ein Postanweisungsformular. Dazu die Adresse: „Herrn Baron Attilio Cognetto . . ."

„In Not lassen darf ich ihn ja doch nicht!“ dachte sie. „Vielleicht hilft er sich wieder auf damit . . .“ Dann machte sie sich auf den Weg zum Marktflecken hinunter, um das Geld eigenhändig zur Post zu tragen. Sie hätte sich ihres Mannes wegen geschämt, diese Besorgung dem Flori oder sonst jemandem zu überlassen.

Auf der Brücke, die über das wilde Bergwasser führt, verhielt sie den Schritt. Entnahm ihrer Tasche den Brief des Mannes und das eigene Antwortschreiben, riß beide in tausend Stücke und warf die Fetzen in das schäumende Wasser der Ache. Es sollte kein Mensch erfahren, daß die stolze „Gräfin von Kaarleiten“ nur ihres Reichthums wegen „Frau Baronin“ geworden war . . .

Nach zwei regennassen, traurigen Wochen kam wieder ein Brief mit dem aufgeprägten glänzenden Wappen ins Haus. Flori, der sich über Frau Annas Gang zur Post seine eigenen Gedanken gemacht hatte, versenkte das Schreiben in die tiefste Tasche seines Lederkittels, als er zu seiner jungen Herrin in die Kanzlei trat.

„Frau Anna,“ begann er zögernd und verlegen, „da is eine zuwidere Sach“ . . . Der Bäcker und der Fleischhacker im Markt unten haben mich g’fragt, was denn das wär, daß die Christophhansl-Wirtin schon so lang kein Geld mehr schickt? Mit, daß sie etwa mahnen wollten — sie meinen nur, ob das Geld nit vielleicht einem Dienstboten wär’ übergeben worden, der’s dann am Weg verloren hätt’, oder so was . . .“

„Die Leute brauchen keine Angst zu haben!“ entgegnete Anna in nervöser Erregung. „Sie werden ihr Geld schon kriegen. Ich bin jetzt selber knapp damit. Sind ja schon seit Wochen kaum ein paar Gäfte im Haus . . .“

„Aber die zahlen ihre Sach’ doch auch,“ warf der Flori ein. „Und wenn weniger einkommt,

sein dafür wieder die Ausgaben kleiner. In früheren Jahren hat's auch zeitweil' so schlechte Sommer geben. Aber schuldig blieben is der Christophhansl darum keinem Menschen was!" Frau Anna stieg die Schamröte ins Gesicht. Hastig kehrte sie sich ab und rechnete nach, wieviel sie den Leuten eigentlich schuldig wäre. Sonst war das Geld immer pünktlich jeden Samstag abgeliefert worden — jetzt war sie schon ein paar Wochen im Rückstand damit! Weil sie alles Verfügbare ihrem leichtsinnigen Gatten gesandt hatte . . . Mit knapper Not brachte sie den nötigen Betrag zusammen und händigte ihn dem Flori ein. "Da — zahl' die Schuld aus. Ich will nicht, daß die Leut' jetzt anders von uns reden, als zu Lebzeiten meines Vaters."

Mit einem zufriedenen Schmuzeln ließ Flori das Geld in seine Rocktasche verschwinden und wandte sich zum Gehen. Aber bei der Türe machte er nochmals Kehrt. "Ja richtig — beinah' hätt' ich vergessen drauf! Ein Brief is ja auch kommen . . ." Er warf das wappengeschmückte Schreiben auf den Tisch und hastete davon, als könne er nicht rasch genug ins Dorf hinunter kommen, um die doch so geduldig wartenden Gläubiger zu befriedigen.

Widerwillig nur öffnete Anna den Brief ihres Mannes. Ein bitterer Zug grub sich in ihr Gesicht, als sie die zärtliche Anrede übersog, — fast hätte sie das Blatt ungelesen auf den Tisch zurückgelegt. Aber dann bezwang sie sich doch und las weiter:

"Ich verstehe Dein Schweigen nicht. Wie konntest Du Deine Geldsendung abgehen lassen, ohne ihr auch nur ein einziges gutes Wort beizufügen? Muß ich Dir nochmals wiederholen, was ich in meinem ersten Brief schon sagte? Ich sehne mich nach Dir, — Du fehlst mir hier auf Schritt und Tritt — ich weiß nicht, wie ich leben soll ohne Dich . . . Ach, wenn ich doch könnte, wie ich wollte! In einer Stunde wäre ich bei Dir . . . Aber ich kann jetzt durchaus nicht abkommen. Die Sommerrennen sind leider nicht so ausgefallen, wie ich erwartete. Dafür habe ich aber jetzt ein glänzendes Geschäft in Aussicht — das wird uns in wenigen Wochen reicher machen als dein Alpengasthof es in vielen Jahren zu tun vermöchte! Am besten wäre, du verkaufst den ganzen Sorgeniß. Jedenfalls schicke mir einstuweilen an Geld, soviel Du derzeit flüssig machen kannst. In zwei, drei Wochen schon komme ich als reicher Mann zu Dir zurück! Dann wollen wir unser Leben dort wieder fortsetzen, wo wir es auf unsrer allzu kurzen Hochzeitsreise unterbrochen haben, — in liebedem Verstehen, selig wie die Götter —"

Weiter las Anna nicht mehr. Sie wußte ja: jedes seiner Worte war nur ein Weiter-spinnen der Lüge, mit der er an ihrer Seite

vor den Altar getreten war . . . Schmerzendem Herzens, doch äußerlich ganz ruhig, setzte sie sich an den Tisch und schrieb ihm nochmals, was sie schon einmal geschrieben, aber dann nicht abgesandt hatte. "Mein Weggehen von Dir ist kein »unüberlegtes« gewesen," schloß sie. "Wochenlang habe ich gekämpft und gerungen mit mir, habe alles versucht, Dich mir wieder zurückzugewinnen. Oder eigentlich überhaupt zu gewinnen. Denn ich bin Dir ja nie etwas gewesen . . . Aber all mein Ringen war umsonst. Meine Liebe galt Dir nichts — Deine ausschweifende Lebensweise war Dir schon zur zweiten Natur geworden. Und als ich kein Geld mehr hatte und ich mich weigerte, Dir auch die letzten paar Schmuckstücke meiner toten Mutter anzuliefern, hobst Du die Hand gegen mich. Darüber komme ich nicht hinweg . . . Ich habe Dir nichts mehr zu sagen. Versuche auch Du nicht mehr, Dich mir zu nähern. Es ist am besten, wir sehen uns nie wieder."

Damit glaubte Anna einen dicken Strich unter die Vergangenheit gezogen zu haben. Aber sie hatte sich getäuscht. So billigen Kaufes wollte Baron Cognetto die schöne Beute nicht fahren lassen. Er wußte nur zu gut, was der große Alpengasthof wert war! Und er brauchte Geld! Dringender als je . . .

Eines Tages stand er ganz unangemeldet und unerwartet vor seiner Frau. In elegantem Jagdkostüm, ein Gewehr über der Schulter, als wäre er nur zu einem lustigen Jagdausflug ins Gebirge gekommen. "Da bin ich endlich wieder, Herzensschak!"

Er wollte sie in seine Arme schließen, aber mit einer Gebärde des Stels stieß sie ihn von sich. Da zischte er ihr zornig zu: "Mach keine Torheiten, Anna! Wir sind doch Mann und Frau —"

"Gewesen!" entgegnete sie tonlos.

Er aber achtete nicht darauf. "Ich gebe meine Rechte nicht auf! Ich will vergessen, daß du in kindischer Eifersucht und lächerlicher Empfindsamkeit aus meinem Hause liefst, — aber der Welt muß das verborgen bleiben. Das bin ich meinem Namen schuldig." Da er jedoch das verachtungsvolle Lächeln sah, das bei diesen Worten in ihrem Gesichte aufstieg, lenkte er rasch wieder ein: "Sei kein Kind, Annerl! Vergiß auch du, was geschehen ist. Laß uns wieder eins dem andern sein, was wir uns in Italien gewesen sind . . ." Er näherte sich ihr von neuem wie in liebewerbendem Verlangen, aber wieder stieß sie ihn abwehrend von sich. Das raubte ihm den letzten Rest der Ueberlegung. Mit hartem Griff umfaßte er ihren Arm, zog sie an sich, und während er sie zu küssen suchte, raunte er ihr zu: "Wenn du nicht gutwillig folgst, so muß ich dich zwingen!"

Im selben Augenblick wurde die Türe aufge-

riffen und der alte Florian kam wie von ungefähr ins Zimmer getreten. „Flori, hilf mir!“ leuchte die junge Frau. Und der Florian packte mit seinen derben Fäusten zu, befreite die sich vergeblich Wehrende aus der Umklammerung des Mannes und stellte sich schutzbereit vor sie hin.

Mit einem wilden Fluch rief Cognetto das Gewehr von der Schulter. „Was unterstehst du dich, alter Narr? Hinans! Oder ich schieß dich nieder wie einen Hund!“

Flori rührte sich nicht von der Stelle. Er faßte nur nach dem Lauf der Büchse und drückte ihn zur Erde nieder. Aber bevor ihm das gelang, krachte auch der Schuß schon los. Und mit einem unterdrückten Schmerzenslaut sank der alte Knecht zu Boden.

In wirrer Betäubung, als hätte die Kugel ihn selbst getroffen, starrte Cognetto ratlos vor sich hin. Wie aus weiter Ferne schlug eine weinende Stimme an sein Ohr: „Geh fort von hier, bevor man dich als Mörder fängt. Und komm nie mehr zurück in mein Haus . . .“ Da raffte er sich auf, warf das Gewehr von sich und rannte davon, als wären die Häsher schon auf seinen Fersen.

Es verfolgte ihn aber niemand. Der Flori hatte gerade noch Kraft genug, den Sommergästen und Dienstleuten, die auf den Schuß aufgeregt ins Zimmer gestürzt kamen, mit lachendem Munde zu erzählen: „So dumm soll der Mensch sein! Will ich den Schießprügel da putzen und vergiß ganz, daß er geladen ist. Wichtig geht er los und die Kugel fährt mir in 'n Leib!“ Noch einmal lachte er hell auf über seine „Dummheit“, dann sank er müde zurück in Frau Annas stützende Arme und verlor das Bewußtsein.

Den ganzen Herbst und Winter über hatte der Flori noch „an seiner eigenen Dummheit“ zu leiden. Und auch als in den ersten schönen Tagen des folgenden Jahres der Alpengasthof wieder eröffnet wurde, konnte er nicht mehr seiner Arbeit nachgehen wie sonst. Recht alt war er geworden während der langen Zeit seines Krankseins! Und recht schwach.

Frau Anna, die ihn während seines Siechtums betreut hatte wie eine Mutter ihr Kind, suchte nach einer zerstreuenden Beschäftigung für ihn. „Was meinst?“ fragte sie ihn eines Tages. „Wär's nicht gut, wenn ich das Fallegger Dirndl zu mir ins Haus nehmen tät? Vor einem Jahr ist ihm die Mutter verstorben und jetzt ist sein Vater auch verunglückt . . . Da wüßt' ich dann doch, für wen ich mich plag' und wem der Gasthof einmal zufällt, wenn ich nicht mehr bin. Selber hab' ich keine Kinder und — ein zweites Mal heiraten werd' ich ja doch nicht.“

Der Flori stimmte ohne weiteres zu: „Da tät' die Frau Anna freilich wohl ein gutes

Werk damit!“ Nur den Nachsatz ihrer Rede verstand er nicht. Wie soll denn eins überhaupt ein zweites Mal heiraten können, wenn es schon einmal verheiratet ist?

Aber Frau Anna klärte ihn auf. „Meine Ehe ist geschieden. Wir haben nicht gepaßt zueinander. Jetzt bin ich nicht mehr Frau Baronin — jetzt bin ich nur wieder die Annerl, die ich einmal gewesen bin.“

Einen merkwürdig forschenden Blick warf der Alte auf sie. „Wirklich nur mehr die Annerl?“ fragte er. „Nicht die »Gräfin von Kaarleiten«?“

„Nein auch die nicht!“ Ganz fest und bestimmt erklärte es die junge Frau. „Es ist wohl schön und gut, wenn's einer durch Verstand und fleißige Arbeit zu etwas Besserem bringen will. Das kommt dann immer auch den anderen allen zugut. Gelt, da herinn ist auch einmal nur eine armjelige Schnapsbrennerhütten entstanden, in der mein Großvater sein kümmerliches Dranskommen gefunden hat. Und jetzt steht ein schöner Gasthof da, wo so und soviel Leut' ihre Beschäftigung und ihren Verdienst finden. Das kann man sich schon gefallen lassen! — Aber grad nur heraus wollen aus dem Boden, in dem man so wurzelfest stehen sollt', sich für besser halten als die anderen, fleißigen, ohne selber was Rechtes zu leisten dabei — nein, Flori, das ist nicht nur dumm — das ist schlecht!“

Ganz heiß hatte sie sich gesprochen in ihrer Erregung. Nun lächelte sie still vor sich hin. „Also mit der »Gräfin von Kaarleiten« ist's nichts mehr. Verstehst? Du könntest ganz gut wieder »du« zu mir jagen,



W. J. P.

Mit einem Schmerzenslaut sank der Knecht zu Boden.

wie früher immer. Oder magst mich noch immer nicht?“

Da schnitt der Flori ein Gesicht, als wisse er nicht, ob er zu weinen oder zu lachen anheben solle. Und sagte endlich mit zufriedener Schmunzeln: „Jetzt mag i di wieder, Annerl! Und das Fallegger Dirndl nehmen wir ins Haus. Wird' schon fleißig achthaben auf das arme Kindl. Daß ich doch auch noch zu was nutz bin auf der Welt.“

Nachdem das vereinbart worden war, fühlte

sich der Flori mit einem Male gesund. Und so stark dabei, daß er mit der Zeit alle seine früheren Beschäftigungen wieder aufnehmen konnte. Jetzt pußt er nicht nur wieder den Gästen die Schuhe, jetzt richtet er, wenn's sein muß, auch einem verunglückten Touristen wieder den verrenkten Knöchel ein. Gilt nebenbei als untrüglicher Wetterprophet und wetteifert mit der jungen Hausfrau in der Aufsicht und Pflege des Fallegger Dirndls, das als armes Waisenkind ins Haus gekommen ist, um den Gasthof dereinst selbständig übernehmen und weiterführen zu können.

Die kleine Broni hat an ihm einen guten, aber strengen Lehrmeister gefunden. Spielen tut er mir ihr, als ob er selber noch ein Kind wäre, aber folgen und gehoramen muß sie ihm dabei aufs Wort. Ein troziges „Heut mag i di nit!“ steht nicht in ihrem Wörterbuch. Sie hätte auch kein Glück damit. Denn ihre junge Ziehmutter nimmt es in derlei Dingen ebenso genau wie der alte Knecht. Trotzdem die gerade genug Anderweitiges auch zu denken und zu schaffen hat. Was Vater und Mutter früher zusammen gearbeitet haben, das lastet nun auf ihren Schultern allein. Aber sie trägt es in gelassener Ruhe und voll Arbeitsfreudigkeit. Und das sagt deutlicher als ihr verloren gegangenes übermütiges Lachen, daß sie das Gleichmaß ihrer Seele doch wieder zurückgefunden hat, nach all dem jauchzenden Glück und bitteren Leid, das über ihr junges Leben hinweggezogen ist.

Der Spottnamen, den ihr die Niguer-Buben einmal aufgebracht hatten, ist mählich in Vergessenheit geraten. Man nennt sie jetzt allgemein nur „die Christophhanslwirtin.“ Und das Wort hat einen guten Klang. Bei den Gästen sowohl wie bei den Leuten im Marktstecken. Frau Anna ist noch stolzer darauf als auf das frühere „die Gräfin von Kaarleiten.“ Denn jetzt erst versteht sie so recht, was ihr einstiger Klavierlehrer, der alte Schulmeister, gemeint hat, als er einmal den Satz aus Goethes Faust zitierte: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

Merkwürdige Diebsgeschichten.

Von Otto Frommel.

In paar ältere Herren, größtenteils Juristen und Mitglieder der Behörden, saßen im Nebenzimmer der „Vier Jahreszeiten“ und pflegten einer angeregten Unterhaltung. Unter anderm kamen die Beweggründe, die zum Diebstahl führen, aufs Tapet. Die verschiedensten Ursachen wurden herbeigezogen und mit teilweise recht interessanten Beispielen belegt. Diese letzteren gaben dem Gespräch die eigentliche Würze und bewahrten

es vor dem Versinken in das Nebelgewoge grauer Theorien.

Eine Fülle derber und grotesker Diebesgeschichten war bereits im Verlauf der Unterhaltung ans Tageslicht gelangt.

Einer der Herren, der Vorstand des Amtsbezirktes, ein ebenso kluger wie wohlwollender Mann, stand bald in der Mitte der Unterhaltung. Er erzählte allerlei schmirrige und wunderliche Erlebnisse.

„In einer merkwürdigen Diebesgeschichte,“ so hob er an, „spielt meine eigene Großmutter die entscheidende Rolle. Diese meine Großmutter väterlicherseits war an einen Verwaltungsmann verheiratet, der im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts das Amt eines markgräflich badischen Domänenrates in der kleinen Stadt N. bekleidete. Er selbst befand sich zur Zeit seiner Verheiratung bereits in vorgefahrenen Jahren; meine Großmutter dagegen war jung, lebenslustig, und zu jedem fröhlichen Unternehmen aufgelegt. Er pflegte sie daher, in Erinnerung an Karl Friedrich und seine Gemahlin in zweiter Ehe, die berühmte Gräfin von Hochberg, »Madame Sansouci« zu nennen. Von welcher Art ihre unschuldigen Scherze waren, mag die Erwähnung der Tatsache beweisen, daß sie ihren Gatten am ersten Weihnachtsabend nach ihrer Verheiratung in das hellerleuchtete Speisezimmer führen ließ, in welchem sich eine weißgedeckte, aber völlig leere Tafel befand. Als der erstaunte Ehemann seine Augen nach der öden Fläche schweifen ließ, wurde die Tür geöffnet und zwei Mägde trugen einen großen weißverdeckten Wäschekorb herein mit dem Bemerken, in dem Korb sei das Weihnachtsgeschenk der Frau Domänenrätin für den Herrn enthalten.“

Mein Großvater hob behutsam die weiße Decke in die Höhe, und wer beschreibt seine heitere Ueberraschung, als darunter die rindliche Gestalt seines jungen Weibchens in anmutig festlicher Toilette zum Vorschein kam. Was waren das für beneidenswerte Zeiten, in denen man an solchen Scherzen ein kindlich-harmloses Ergötzen fand.

Nicht ganz so unbedenklich freilich ist die Geschichte, die ich eigentlich von meiner Großmutter erzählen wollte, und die sich gleichfalls in den Anfangszeiten ihrer Ehe begeben hat. Es bestand damals in dem Amtsstädtchen ein Kaffeekrauz, den die Honoratiorendamen vierzehntägig reihum in ihren Häusern abhielten. Es gab nach den bescheidenen Sitten jener einfachen Zeit dabei in der Regel nur einen guten Kaffee und Wecken mit Butter oder Eingemachtem. Nur bei besonderen festlichen Anlässen durfte ein Kuchen, dessen Schmachtheit für die Reputation seiner Erzeugerin nicht ohne Einfluß war, auf den Tisch kommen. Nun entwickelte sich aus dieser Sitte eine Art stillen Wettkampfes